

Insel Verlag

Leseprobe



Roth, Joseph
Das Leben ist ein Wartesaal

Über die Kunst, sich Neuem zu stellen
Herausgegeben von Susanne Schaber

© Insel Verlag
insel taschenbuch 3479
978-3-458-35179-5

Von Brody nach Lemberg und Wien, von dort weiter nach Berlin und schließlich nach Paris: Joseph Roth (1894-1939) war zeitlebens unterwegs, auf der Suche nach Arbeit und Anregungen, auf der Flucht vor den Nazis. Und das im Wissen, nie wirklich ankommen zu können bei sich und in der Welt. »Ich wäre unwürdig des großen Glücks, ein Fremder zu sein, wenn ich noch länger bliebe«, schreibt er im »Abschied vom Hotel«, einem seiner berühmten Feuilletons. »Ich will hier heimisch sein, aber nicht zu Hause.«

Susanne Schaber beobachtet Joseph Roth in den Wartesälen und Vorzimmern des Lebens: ein Brevier übers Aufbrechen und Unterwegssein und über die Kunst, sich dem Unbekannten zu stellen.

Susanne Schaber lebt als Autorin und Literaturkritikerin in Wien. Im Insel taschenbuch liegen von ihr außerdem vor: *Wien. Ein Reisebegleiter* (it 3278); *Robert Walser für Müßiggänger* (it 3448)

insel taschenbuch 3479
Joseph Roth
Das Leben ist ein Wartesaal



Joseph Roth
Das Leben ist
ein Wartesaal

Über die Kunst, sich Neuem zu stellen

Ausgewählt und
mit einem Nachwort versehen
von Susanne Schaber

Insel Verlag

Umschlagabbildung: Zeichnung von Bil Spira, 1939.

© Simone Spira

insel taschenbuch 3479

Originalausgabe

Erste Auflage 2010

© Insel Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35179-5

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Inhalt

Ich sitze da wie im Wartesaal	
Mit dem Zug in die Welt	9
Ich bin draußen zu Hause	
Reisebilder	22
Das Nichts ist meine Leidenschaft	
Was soll man denken?	37
Wir sind Tropfen im Wasser	
Die Launen der Weltgeschichte	57
Unter der kalten Sonne Habsburgs	
Die Monarchie geht unter	70
Wo der Schmerz galoppiert	
Deutschland verliert sich	81
Ich selbst bin eine Klagemauer	
Und wie sich retten?	96
Am Himmel die kalten Sterne	
Anker in der Unendlichkeit	103
Wanderer ohne Weg	
Es geht weiter	114
Gut geht es mir nur in der Fremde	
Zwischen Aufbruch und Ankunft: Joseph Roth	
Ein Nachwort von Susanne Schaber	125
Editorische Notiz	135

Ich sitze da wie im Wartesaal

Mit dem Zug in die Welt

*Ich sitze da wie im Wartesaal eines großen Bahnhofs
und warte auf den Zug.*

[2, 308]

Vom Bahnhof ist es nicht mehr so weit in die Welt. [IV, 191]

In einem zarten Alter, in dem andere gehen lernen, fuhr ich schon auf der Eisenbahn. [B, 165]

Ich weiß nicht, was jemand zu erzählen hat, wenn er eine Reise tut. Ich könnte jahrelang zu Hause sitzen und zufrieden sein. Wenn nur nicht die Bahnhöfe wären. Man glaubt, ein schriller Laut, der die Nacht durchschauert, sei nur ein Pfiff der Lokomotive. Und es ist ein Schrei der Sehnsucht. Und wunderschöne Frauen steigen gelegentlich zu einem ins Abteil ... [1, 651]

Von nun an dachte er daran, eine »weite und gefährliche Reise« zu unternehmen. Ein Schmerz ohne Grund begleitete seine Arbeit, gab seinem Eifer eine goldene Wärme, seinen Worten einen wehen Nachhall und zeichnete die ersten scharfen Züge in sein Angesicht. Er schien schweigsam geworden zu sein. Sein heller Blick kam aus einer weiten Ferne und sichtete ein weites Ziel. [4, 816]

Es regnete, und die Luft war lau. Niemals hatte der Stationschef Fallmerayer einen so frühen Frühling erlebt. An seiner winzigen Station pflegten die Expreszüge, die nach dem Süden fuhren, nach Meran, nach Triest, nach Italien, niemals zu halten. An Fallmerayer, der zweimal täglich, mit leuchtend roter Kappe grüßend, auf den Perron trat, rasten die Expreszüge hemmungslos vorbei; sie degradierten beinahe den Stationschef zu einem Bahnwärter. Die Gesichter der Passagiere an den großen Fenstern verschwammen zu einem grauweißen Brei. Der Stationschef Fallmerayer hatte selten das Angesicht eines Passagiers sehen können, der nach dem Süden fuhr. Und der »Süden«! war für den Stationschef mehr als lediglich eine geographische Bezeichnung. Der »Süden« war das Meer, ein Meer aus Sonne, Freiheit und Glück. [5, 457]

Wenn man einen großen Schmerz hat, ist es gut, seinen Aufenthaltsort zu wechseln. [3, 21]

Einmal war der Wartesaal ein Gefäß mit ewig wechselndem Inhalt. Er sog einen Strom Passagiere ein und spie ihn wieder auf die Bahnsteige aus.

Er roch süßlich nach Steinkohle und Lederkoffer, nach Abenteuern. Nach Welt. Heute ist er Asyl für Obdachlose. Er riecht nur mehr nach Straße, er ist nicht mehr Ouvertüre der Welt, sondern Intermezzo der Stadt.

Um Mitternacht füllt er sich mit Menschen, die von Beruf heimatlos sind: Zigarrenrestesucher und Straßenmädchen, und so. [...]

Manchmal kommt ein Bahnpolizist mit einer weißen Armbinde und fragt, ob die Herrschaften »wirklich reisen«. Man reist nicht wirklich.

Man löst nur eine Fahrkarte vierter Klasse bis zur nächsten Station, um im Wartesaal sitzen zu können. [1, 405]

In den metallenen Automaten auf den Bahnsteigen stapeln sich manche Autoren in gekürzten Ausgaben, gegen den Einwurf einer Münze werden sie ausgespuckt, wie Schokoladentäfelchen und Pfefferminzplättchen. Ich verweile niemals ohne Rührung vor den dünnen Bänden hinter der Automaten-scheibe und nicht ohne aufrichtige Ehrfurcht vor den Autoren, auf denen sichtbar der ewige Schimmel der Unsterblichkeit lagert. Es sind die Stollwerck-Klassiker der Nation. Es gibt keinen höheren Grad der Popularität. Die garantierte Unlesbarkeit eines Autors ist einfach durch die Tatsache widerlegt, daß er in den Rang einer »Erfrischung« erhoben wird. In der Tat erinnert der fade Geschmack, den Pfefferminzen an grauen Morgen nach durchfahrenen Nächten im Gaumen hinterlassen, an manche berühmte Bücher lebender Autoren. Es gibt ohne Zweifel eine innige Beziehung zwischen »Reiseproviant« und »Reiselektüre«. Beides wird auf unseren Bahnhöfen im gleichen Tonfall ausgerufen. Es scheint in der menschlichen Konstitution begründet, daß es auf Reisen des »Zeitvertreibs« eher bedarf als zu Hause. Man ißt aus Langeweile, man liest aus Langeweile. Davon profitieren die Speisewagen und die Literatur. Nirgends – so scheint mir – wird die Degradierung der Buchs zum »Zeitvertreib« so deutlich wie in der Eisenbahn. Alle Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, die auf den dreirädrigen Karren vor die Waggonfenster gerollt werden, scheinen zusammen mit den »Keks-Packungen« erzeugt worden zu sein. Und die Art, in der mein Reisegefährte in einem Buch blättert, erinnert mich fatalerweise an die Art, in der man an diesen brü-

chigen, salzig-süßen Dingen knabbert, die Gaumen und Magen gewissermaßen zu nichts verpflichten. Und selbst das Rascheln der Buchblätter hat für mein Ohr jenen ganz bestimmten Klang, der dem Knistern einer hygienischen Papierpackung entspricht. Offensichtlich wird hier die beschämende Tatsache zugegeben, daß man nur liest, wenn man »nichts zu tun« hat. Das Buch wird eine »Erholung« wie die Ferienreise. Es »lenkt ab«, »zerstreut«, »läßt vergessen«. Es erfüllt die Aufgabe jener zerstreuten Lektüre, die in widerwärtigen Wartezimmern der Zahnärzte »ausliegt«. Wahrhaftig: Es »liegt« aus. Es liegt schamlos aus. [3, 347]

Ich bin fremd in dieser Stadt. Deshalb war ich hier so heimisch.

Es wird nur einen einzigen kurzen sentimental Augenblick geben: wenn der Hausdiener meine Koffer untergebracht hat und nun auf dem Perron steht, die Mütze in der Hand und die andere Hand unter der Schürze verborgen, aus Angst sie könnte sich selbständig ausstrecken. Dann ist es ziemlich kompliziert mit dem Trinkgeld. Er nimmt es schnell, aber ungeschickt. Es wird fast ein Händedruck, flüchtig, wie verfehlt. Dann geht er zwei Schritte zurück, der Alte, das Gesicht mir zugewendet. Er setzt die Mütze auf. Noch einmal leuchten auf ihr die Buchstaben, die den teuren Namen des Hotels ausmachen.

Dann hisse ich die Segel und steige in den Zug . . .

[3, 30 f.]

Einer Art überlieferter Rührung war Friedrich zu widerstehen entschlossen. Die Furcht vor einer Wehmut verlieh ihm die falsche Festigkeit, auf die junge Menschen so unnötig

stolz sind und die sie für Männlichkeit halten. Er übertrieb die Wichtigkeit dieser Stunde. Er hatte schon zuviel gelesen. Hunderte Schilderungen von Abschiednehmen erlebte er auf einmal wieder. Aber als der Zug zu rollen begann, vergaß er die Stadt, die er verließ, und dachte nur noch an die Welt, in die er fuhr. [4, 789]

Zu neuen Ufern lud das zweite Trittbrett, und schon grüßte der Fuß das dritte und letzte. Eine Tür öffnete sich, eine Tür, die nicht aufging wie die Türe daheim, sondern eine, die sich zurückschob; das heißt: eine Wand aus Glas und braunem Holz öffnete sich, ganz wie die Sesam-Türen. Fenster rechts und links, viel schauende, große rechteckige Augen der Eisenbahn, mit seitwärts zusammengerollten, von einem kleinen ledernen Riemen umgürteten Lidern. Die Koppelungen schlugen dröhnend aneinander, schon prüfte der Zug seine Räder und die haltbare Innigkeit seiner einzelnen Glieder untereinander. Noch ging er nicht, aber er bewegte sich bereits. Der Dampf zischte vorne, aus der Lokomotive. Jetzt, vor dem Fenster, setzte der Schaffner die Pfeife in den Mund, winziges schrilles Vögelchen aus Metall, gezähmt von einer herrlichen weißgrünen geflochtenen Schnur, der nur die Troadeln fehlen. Dann pfeift die Lokomotive einen sehr langen hellen Pfiff (lang, weil Wehmut am Platz ist, und hell, weil Freude gemäßigt). Zum Schluß trompetet der Zugführer, der im Postwagen einsteigt, einen tiefen Ruf aus einem golden schimmernden messingnen Horn: Der Sang des Postillons lebte noch darin. [3, 464]

Ich hasse die Enge der dritten Klasse, das nackte, glattgeschuerte Holz, den schmalen Gang in der Mitte, die Reisen-

den, die niemals zum Vergnügen fahren, sondern weil sie müssen, und das Essen, das sie auspacken. [...] Dagegen liebe ich das kühle Leder oder den warmen Plüsch der teuren Fahrklassen, die grünen Karten, die wie die Fremde leuchten, ferienhaft und sommerlich, die sehr eleganten Damen, ihre Art, gefallen und gleichzeitig verbieten zu wollen, ihre Erlebnisse, die der Puder bestäubt, ihre Lippen, die mit Wolust den Schminkestift schmecken, ihre Toilettengegenstände aus Leder, Glas und Stahl, ihre Kämmе, die nach Haar duften, ihre kleinen Taschentücher, die wie weiße Grüße sind. Die vornehmen Fahrtgenossen verbergen mir alles, die einfachen offenbaren mir alles. Eine reizende Dame kann mich glücklich machen. Wir haben viel Gemeinsames in einem Abteil, wir haben dieselbe Richtung, dieselben Erwartungen, wir schweigen fremd, aber wir sind doch Verbündete gegen alle Zudringliche, Plumpe, Gemeine. [3, 1014 f.]

Damals war alles, was an die Eisenbahn selbst und an die Gegenstände, von denen sie umgeben ist, erinnerte, mit einer geheimnisvollen Kraft ausgestattet, niemals sättigende Nahrung einer nie gesättigten Phantasie. Ja, manche Gegenstände, die überhaupt nicht zur Eisenbahn gehörten, wohl aber zum Teil dank ihrer metallenen Substanz in Eisenbahn-Attribute umgedichtet werden konnten, bekamen aus diesen Gründen, infolge dieser literarischen Verwandtschaft mit der erhabenen Institution, einen besonderen Reiz: Sie erschienen gehüllt in den wunderbaren gelblich-grauen Dunst der Steinkohle und umwittert von den schrillen kurzen und langen wehmütig heulenden Pfiffen der Lokomotive. Besonders wichtig waren die Knipszangen der Eisenbahnschaffner. Und jede Zange, die man in die Hand bekam, auch eine ganz vul-

gäre, zum Nägel-Ziehen bestimmte, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer großen, schweren Schwester aus blankem Metall, der die hehrste Aufgabe aller Zangen der Welt zugefallen war: nämlich dem Reisenden erst zu bestätigen, daß er zu fahren berechtigt sei. Denn eine »gelöste« Fahrkarte war noch nicht genug. Die zauberhafte Kraft, die geheimen großen Tore einer unendlich blauen Ferne zu öffnen, bekam die Fahrkarte erst durch das magische Zeichen des kleinen, hellen, luftigen Kreises, das ihr die Knipszange verlieh. Durch diesen winzigen Kreis erst konnte man die weite Welt schauen; oder umgekehrt: einladend konnte die ganze reiche blaue und grüne Welt durch dieses Loch der Fahrkarte auf den Reisenden blicken. Und immer neue Löcher kamen dazu, je länger die Reise währte. [3, 462 f.]

Die Freude, die einer vor einer Reise empfinden mag, ist immer geringer als der Ärger, die sie ausschließlich verursacht. Nichts ärgerlicher als ein riesiger Bahnhof, der aussieht wie ein Kloster und vor dessen Eingang ich immer einen Moment überlege, ob ich nicht doch lieber die Schuhe ausziehen soll, statt den Gepäckträger zu rufen. Nichts ärgerlicher als ein eisernes Geländer vor einer vergitterten Kasse. Vor mir schwebt ein Rucksack. Hinter mir stößt mich ein eiserner Stab, der durch die Ösen eines Strohkorbcs gezogen ist. Ich muß mich tief bücken, um dem von aller Welt abgeschlossenen Schalterbeamten mein Fahrziel anzugeben. Es hat nur ein einziges offenes Quadrat, durch das er Geld entgegennimmt und Geräusche. Ich wundere mich immer, daß er nicht lieber mit den Händen hört ... [2, 574 f.]

Unverschämt hohe Trittbretter führen zu meinem Kupee. Warum nicht gleich Leitern? Man klettert in den Wagen wie in einen Dachboden zum Wäschetrocknen. Die Abteile sehen aus wie Zündholzschachteln, die auf einer ihrer zwei Reibflächen stehen. [...]

Die sogenannte Musik des Räderrollens empfinden wir als Hammerschläge auf das Kleinhirn und die Schläfen. Strecke ich ein Bein aus, so muß ich im nächsten Augenblick die Hose des Nächsten bürsten. Und fortwährend sehen wir einander an: wenn wir Äpfel schälen, Wurst essen, Orangen öffnen. Manchmal spritzen wir uns gegenseitig den Saft südlicher Früchte in die Augen. [2, 575]

Schaffner wechseln oft, wie Aprilwetter. Sie zeichnen Striche auf die Fahrkarten. Einfache Striche. Dazu müssen sie mich wecken. Diese kunstlosen Striche (aber selbst Löcher) mache ich selbst ebenso gut. Oberschaffner kontrollieren dann die Striche der Schaffner. Von Gepäcknetzen drohen tödlich schwere Koffer, die ihr Gleichgewicht nicht finden. An Grenzen kommen Zollwächter und rauchen meine Zigarren. In den Korridoren hängen Beil und Säge hinter einer Glasscheibe und gemahnen an Unfälle.

Wenn man ankommt, fällt man über Koffer. Wenn man einen im Gepäckwagen hat, muß man eine Stunde warten. Alle Bahnhöfe sind verschwenderisch weit und hoch gebaut. Aber nur durch ganz schmale Pforten kann man ins Freie kommen. Alle Fahrkarten muß man abgeben. Was macht die Eisenbahn mit all diesen alten Pappdeckeln?

Kein Mensch ist schlimmer dran als ein Reisender. Es ist merkwürdig, daß diese mittelalterliche, schikanöse Art des Reisens allen so romantisch vorkommt. Unsere Kleider sind

zerstört. Heiße Würstchen und kaltes Bier ruinieren unsere Magen. Wir haben gerötete Augen und fette, schmutzige Hände. Und bei all dem sind wir glücklich! [2, 576]

Fremdes Geld, nicht wertlos, aber ungültig, knattert in meiner Hosentasche. Geld des Landes, das ich eben verlassen habe. Es erinnert an die Briefe der verlorenen Geliebten: nicht wertlos, aber ungültig. Ich werde es in einen Umschlag legen, einen Bindfaden darüber, in die Schublade damit. Was hab' ich sonst in meinen Taschen? – Eine Zeitung in einer fremden Sprache! Wie lang ist es her, daß ich selbst noch solche Worte sprach? Zehn Jahre oder länger. Schon ruft man heimische Zeitungen an den Stationen aus. Neue Tage haben angefangen, neue Berichte. Gestern liegt das verlassene Land. Schon rollen wir nach Heute und Morgen. Schon sind die Bahnhöfe Hallen, und auf irgendeiner Seite darf man nicht absteigen. Mir entgegen saust ein Zug. Dahin, woher ich komme. Man könnte tauschen! – Nein! Man könnte nicht! Ich sitze in meinem Zug wie in meinem Schicksal. Nicht abspringen während der Fahrt! Hinauslehnen verboten, weil lebensgefährlich! Ich vergesse, daß ich freiwillig hier sitze – und ich sitze hier vielleicht gar nicht freiwillig. Unerbittlich ist die Richtung des Zuges, und seine Schnelligkeit macht ihn noch unerbittlicher. [2, 773]

Die fremden Länder blühen erst hinter den Grenzen auf, von Zollrevisoren bewacht, umrandet von Paßgesetzen, und die Ferne, nach der die Sehnsucht zielte, ist auch nur ein Staat mit Oberhaupt und Schutzpolizei, Bevölkerungszuwachs und Steuerdeklaration. Hielt man einen exotischen Laut für den Schrei der Sehnsucht, so war's bestimmt nur

ein Pfiff der Lokomotive. Alle Bahnhöfe der Welt riechen gleichmäßig nach Steinkohle und nicht nach Versprechungen. Der Expreßzug ist stickig, von schnarchenden Menschen erfüllt, die nicht aussehen wie Reisende, nicht den Geruch fremder Geheimnisse tragen, sondern Butterbrot in fleckigen Taschen und Seßhafte sind, alle Schwächen ihrer erbärmlichen Menschlichkeit in dem Quadratmeter Coupé auspacken und so nebeneinander häufen, daß der Betrachter erschrocken in den Korridor zurückprallt. [1, 649]

Bevor er in den Personenzug stieg, der nach dem Osten fuhr, warf er noch einen sehnsüchtigen und vorwurfsvollen Blick auf einen eleganten kaffeebraunen Schlafwagen der Internationalen, der mit der Bestimmung Paris von Triest abgehn sollte. [4, 780]

Der Bahnhof war winzig, wie jener in Sipolje, den ich in gewissenhafter Erinnerung behalten habe. Alle Bahnhöfe der alten österreichisch-ungarischen Monarchie glichen einander, die kleinen Bahnhöfe in den kleinen Provinzorten. Gelb und winzig, waren sie trägen Katzen ähnlich, die winters im Schnee summers in der Sonne lagern, gleichsam beschützt von dem überlieferten, kristallinen Glasdach des Perrons und überwacht von dem schwarzen Doppeladler auf gelbem Hintergrund. Überall, in Sipolje wie in Zlotograd, war der Portier der gleiche, der gleiche Portier mit dem erhabenen Bauch, der dunkelblauen, friedfertigen Uniform, dem schwarzen Riemen quer über der Brust, dem Riemen, in dem die Glocke steckte, die Mutter jenes seligen, dreimaligen, vorschriftsmäßigen Klingelns, das die Abfahrt ankündigte; auch in Zlotograd, wie in Sipolje, hing am Perron, über dem Ein-

gang zum Büro des Stationsvorstehers, jenes schwarze, eiserne Instrument, aus dem wunderbarerweise das ferne, silberne Klingeln des fernen Telephons kam, Signale, zart und lieblich, aus anderen Welten, so daß man sich wunderte, daß sie Zuflucht gefunden hatten in einem so schweren, wenn auch kleinen Gehäuse; auf der Station in Zlotogrod, wie auf der in Sipolje, salutierte der Portier den Ankommenden wie den Abreisenden, und sein Salutieren war wie eine Art militärischen Segens; auf dem Bahnhof in Zlotogrod, wie auf dem in Sipolje, gab es den gleichen »Wartesaal zweiter und erster Klasse«, das gleiche Büffet mit den Schnapsflaschen und der gleichen blonden, vollbusigen Kassierin und den zwei riesengroßen Palmen rechts und links vom Büffet, die ebenso an Vorweltgewächse erinnerten wie an Pappendeckel. Und vor dem Bahnhof warteten drei Fiaker, genauso wie in Sipolje. [6, 249 f.]

Es war der letzte aller Bahnhöfe der Monarchie, aber immerhin: Auch dieser Bahnhof zeigt zwei Paar glitzernder Schienenbänder, die sich ununterbrochen bis ins Innere des Reiches erstreckten. Auch dieser Bahnhof hatte helle, gläserne und fröhliche Signale, in denen ein zartes Echo von heimatlichen Rufen klirrte und einen unaufhörlich tickenden Morseapparat, auf dem die schönen, verworrenen Stimmen einer weiten, verlorenen Welt fleißig abgehämmert wurden, gesteppt wie von einer emsigen Nähmaschine. Auch dieser Bahnhof hatte einen Portier, und dieser Portier schwang eine dröhnende Glocke und die Glocke bedeutete Abfahrt, Einsteigen! Einmal täglich, just um die Mittagszeit, schwang der Portier seine Glocke zu dem Zug, der in die westliche Richtung abging, nach Krakau, Oderberg, Wien. [5, 260]

Ich glaube nicht, daß wir mit der Sicherheit eines für alle Fälle ausgerüsteten Touristen wandern dürfen. Die Fahrpläne stimmen nicht, die Führer berichten falsche Tatsachen. Alle Reisebücher sind von einem stupiden Geist diktiert, der nicht an die Veränderlichkeit der Welt glaubt. Innerhalb einer Sekunde aber ist jedes Ding durch tausend Gesichter verwandelt, entstellt, unkenntlich geworden. Man berichtet über Gegenwart mit historischer Sicherheit. Man spricht über ein fremdes Volk, das lebt, wie über eines, das in der Steinzeit gestorben ist [...]

Und ehe wir ein Wort niederschreiben, hat es nicht mehr dieselbe Bedeutung. Die Begriffe, die wir kennen, decken nicht mehr die Dinge. Die Dinge sind aus den engen Kleidern herausgewachsen, die wir ihnen angepaßt haben. Seitdem ich in feindlichen Ländern gewesen bin, fühle ich mich in keinem einzigen mehr fremd. Ich fahre niemals mehr in die »Fremde«. Welcher Begriff aus einer Zeit der Postkutsche! Ich fahre höchstens ins »Neue«. Und sehe, daß ich es bereits geahnt habe. [2, 452]

Ich fuhr, wie Sie wissen, vom Schlesischen Bahnhof in Berlin ab. Der Schnellzug, der aus Paris kommt, führt heute schon direkte Wagen aus großen europäischen Städten nach Moskau. Die schönen weißen Tafeln, auf denen zwei so entfernte Welten wie Holland und Rußland nur durch einen Bindestrich getrennt sind, sehen aus, als hätten sie nicht nur eine geographische Richtung anzugeben, sondern eine zeitliche, und als wiesen sie nicht nach dem Osten, sondern in die Zukunft. Zwischen der optimistischen Harmlosigkeit, mit der eine solche Tafel an einem Waggon angebracht wird, und der umständlichen Qual, der sich jeder Insasse des Wagens